



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

♀: Bilder aus der deutschen Vergangenheit : der deutsche Teufel im 16.  
Jahrhundert.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Der deutsche Teufel im 16. Jahrhundert.

Die folgenden Blätter sollen in kurzen Strichen das Bild einer Phantastiegestalt skizziren, welche 1500 Jahre das Gemüth der Deutschen beschäftigt hat, wie nur wenige wirkliche Existenzen. Auch die Wahngelbde des Menschengeschlechts haben eine Geschichte, sie formen sich um und entwickeln sich wie die Persönlichkeit der Völker, denen sie wichtig sind. Noch fehlt eine Geschichte des Teufels. Wer sie aber auch mit wissenschaftlichem Sinn schreibe, er wird immer an das anknüpfen müssen, was Jakob Grimm in seiner Mythologie gefunden hat.

Die ältesten jüdischen Urkunden kennen den Teufel nicht. Die Schlange Evas ist erst durch spätere Deutungen, welche auch in unsern Glauben übergingen, zum Satan geworden; der Versucher gibt weder Kain den Gedanken des Brudermordes ein, noch nimmt er dem jüdischen Gott die Mühe ab, die Zauberer Pharaos durch das massenhafte Erzeugen von Ungeziefer und Krankheiten zu schlagen. Erst nach der babylonischen Gefangenschaft kam sein Bild aus der Religion der Perser zu den Juden. Der Teufel verdankt seinen Ursprung keiner Volksreligion d. h. keinem Gottesglauben, in welchem noch die Seele eines ganzen Volkes sich schaffend und umformend abspiegelt, denn er kam auch den Persern erst durch Zarathustra und dessen geoffenbarte Religion. Erst in der Seele des Einzelnen spannen sich die Gegensätze zwischen gut und böse, hell und dunkel, heilbringend und schädlich zu einem consequent durchgeführten Dualismus, Gegensätze, welche in jeder Volksreligion durch die Fülle der Bildungen immer von neuem erzeugt und immer wieder vermischt werden. Durch die verständige Reflexion und den dürren Schematismus eines Priesterglaubens werden dann die durch Speculation vergeistigten Persönlichkeiten der Götter genauer bestimmt und in ein System gebracht. Die dunkle Gestalt eines bösen Principis, welches dem Lichte, dem Leben, der Sittlichkeit des Menschen entgegenarbeite, erschien bereits den Persern als Fürst eines Reiches böser Geister. Nur allmählig gewann diese Gestalt bei den Juden eine entsprechende Bedeutung. Im Buche Hiob gehört Satan noch zum Hofstaat Jehovas, der jüdische Gott unterhält sich mit ihm etwa

wie ein orientalischer Despot mit seinem Generalprofoß. Allmählig entwickelt sich eine Monarchie der Teufel im Gegensatz zum Engelreiche Jehovas, eine Unzahl von Teufelsnamen werden erfunden. Zu Christi Zeit war der Satan der Juden bereits der große Versucher der Sterblichen, er hatte Macht in Menschen und Thiere zu fahren und konnte durch die Beschwörungen Frommer aus solcher Behausung vertrieben werden. Es war volksthümlich, die Macht eines frommen Lehrers nach der Gewalt zu messen, die er über die Teufel ausübte. Wahrscheinlich ist die Vorstellung, daß Askese dem Menschen eine übernatürliche Macht und Gewalt über Geister gibt, zuerst von den Indiern nach Vorderasien gedrungen. — Als sich der junge Christenglaube das griechische und römische Abendland unterwarf, wurden die antiken Götter als Bundesgenossen des Teufels betrachtet und vieler Aberglaube, der an den spätrömischen Culten hing, nahm den Teufel zum Mittelpunkt. Unterdeß dichtete die älteste Kirchenlehre die Geschichte des Satans weiter. Der persische Agromainjus (Ahriman) hatte sich als Fliege in die Welt eingedrängt, als Fliegengott übertragen auch die griechischen Uebersetzer in der Septuaginta den semitischen Götternamen Baalsebub. Erst jetzt kam auch der Glaube, daß der Satan und seine Genossen abgefallene Engel vom Hofstaat des Herrn seien. Seitdem wird ihm der Name Luzifer, Morgenstern, nach einer falsch gedeuteten Stelle des Jesajas.

Aber die Vorstellungen, welche die ersten Kirchenväter von Person und Macht des Teufels hatten, wurden noch mehr umgeformt, als die germanischen Stämme das Gebiet des römischen Reiches unterwarfen und das Christenthum annahmen. Junge kraftvolle Völker, deren charakteristische Eigenschaft war, mit einer einzigen Bildsamkeit fremde Culturen in sich aufzunehmen und gerade an solcher fremder Habe, welche bis dahin allen Völkern langsamen Tod gebracht hatte, das eigene Empfinden zu vertiefen und die Lebenskraft zu stärken. Dazu half ihnen ein reiches und festes Gemüth, welches heiter die Bilder der Außenwelt in sich sog, und liebevoll auch die kleineren Eindrücke verklärte und umschuf. Dieser Familie von Völkern ging die Fülle eigenen Lebens, deren höchster Ausdruck ihr alter Götterglaube gewesen war, mit dem Christenthum nicht verloren. Zwar die Namen der alten Götter verflangen allmählig; was dem neuen Glauben offenbar feindlich war, wurde durch den Eifer der Priester, durch Gewalt und fromme List nach langer Arbeit beseitiget, aber unter der Hülle des neuen Glaubens erhielten sich unzählige heimische Gestalten, Gebräuche und Anschauungen. Ja sie erhielten sich nicht nur, sie bildeten sich durch das Christenthum in eigenthümlicher Weise fort. Wie die christlichen Kirchen an die Stätten heidnischer Heiligthümer gebaut, wie an Donars Eiche das Bild des gekreuzigten Heilands oder der Name eines Apostels gehängt wurde, so traten auch die

Gestalten der christlichen Mythologie in Mythen und Sagen an die Stelle der alten Asengötter und ihrer Gegner. Keine von allen Gewalten des neuen Glaubens aber erhielt eine so große Erbschaft als der Teufel. Sein Name und sein Bild verdüsterte zahllose heidnische Traditionen, welche zu fest im Volke lebten, um zu vergehen. Dabei wurde er selbst durch die alten Mythen, Sagen, Märchen, und sogar durch die Sprache, in welche er eindrang, farbiger, vielseitiger, volksthümlicher, zuletzt gemüthlicher. Die Erinnerungen an die hohen Gottheiten des Heidenthums mußte er mit Kirchenheiligen, mit den Aposteln, ja mit Christus selbst theilen, aber auch der Heidenglaube hatte dunkle Gestalten gekannt und ein Gebiet, in welchem unheimliche Mächte walteten. Dieser umfangreiche Theil fiel ihm fast ganz allein zu. Den Namen Teufel hatte er schon von den Griechen erhalten (Diabolos, tiufal), jetzt wurde er nach einem deutschen Gott Fol (wahrscheinlich dem nordischen Baldur) Boland genannt, seine Raben und das wüthende Nachtheer erhielt er von Wuotan, den Hammer von Donar; aber die schwarze Farbe, die Wolfs- oder Bocksgestalt, die Großmutter, die Hölle (Helja), die Bande, durch welche er gefesselt gedacht wurde („der Teufel ist los“) und zahllose sagenhafte Ueberlieferungen kamen ihm aus einem Kreise heidnischer Urgewalten, welcher schon den herrschenden Menschengöttern feindlich gewesen war. Diese mächtigen Dämonen, unter ihnen die dunkelfarbigen Todesgötter, gehörten nach Heidenglauben dem Urvolk der Riesen an, welches am Weltende den Todeskampf gegen die Lichtgötter und ihre erwählten Helden zu führen hat. Sie bilden ein düsteres Reich, in welchem unförmliche Urkraft, aber auch das tiefste Zauberwissen heimisch ist. Zu ihnen gehört die Seeschlange, welche in mächtigem Ringe um den Erdgarten auf dem großen Grunde des Oceans liegt; zu ihr mehre Riesenwölfe, welche gefesselt in der Tiefe der Erde liegen, oder Sonne und Mond verfolgen, die sie am jüngsten Tage verschlingen werden; die ungeheueren Sturmwinde, welche durch ihren Flügelschlag die Häuser und Schiffe der Menschen vernichten, die Eisdämonen, welche Hagel, Schneesturm und verwüstende Fluten von Norden her über das Land senden; ferner zu ihnen vor allen die unholde Helja, die Göttin der Todtenwelt. Neben dem Cultus der Asengötter bestand im deutschen Heidenthum auch ein düsterer und unheimlicher Dienst für diesen Dämonenkreis, und schon vor Einführung des Christenthums müssen, wie sich aus christlichen Zeugnissen erkennen läßt, die Priesterinnen und Zauberer dieser finstern Götter gefürchtet und gehaßt worden sein. Sie vermochten durch die Zaubermittel der Todesgöttin das Innere lebender Menschen aufzuzehren, Unwetter über die Saat zu führen, die Viehherden zu vernichten; wahrscheinlich waren auch sie es, welche Leib und Waffen der Krieger fest machten. Ihre heiligen Handlungen begingen sie bei Nacht und dunkle Thiere opferten sie der Todesgöttin und ihrem

Geschlechte. Die Priesterinnen dieses düstern Cultus sind es vorzugsweise — so dürfen wir schließen — welche als Hazusen oder Hegissen — Hexen — bis in die neue Zeit einige Traditionen des alten Cultus fortgepflanzt haben: allerlei Zaubermittel, die Formen, in welchen sie sich den Dämonen verlobten, berausende Schlafränke. Für dieses Gebiet heidnischen Aberglaubens wurde der christliche Teufel der natürliche Mittelpunkt. Im Volksglauben dauerten die nächtlichen Zusammenkünfte der Hexen auf verschiedenen alten Cultusstätten noch fort, als sie in Wirklichkeit längst aufgehört hatten. Zugelassen wurde, wer sich den Teufel als Liebsten zugesellte; die Fahrt zur Stätte geschah durch die Luft, Zaubersalbe gab die Fähigkeit zu fliegen oder auf verzauberten Thieren zu reiten. Es war kein ausschließlich deutscher Aberglaube, daß man auch gesalbte Bänke, Besen u. s. w. zum Ritt benutzen könne, schon zur Zeit des Apulejus kannte man solche nächtliche Zauberei, doch ist allerdings zweifelhaft, ob nicht schon damals durch die Germanen diese Vorstellung in die römische Welt, die große Garfücke jedes frommen Aberglaubens, gekommen war. Wer einmal Heze ist, der ist der Hölle für immer verfallen, die spätere Kirche macht kaum einen Versuch, sie anders als für die Hinrichtung zu bekehren und unterscheidet genau zwischen solchen Teufelsgenossen und andern.

Denn auch durch Vertrag konnte man sich seit dem frühesten Mittelalter in die Macht des Teufels geben. Der Mensch verschreibt seine Seele in einer Urkunde, die mit dem Blut seiner Adern geschrieben ist, dafür muß ihm der Teufel auf Erden seine Wünsche befriedigen. Obgleich das älteste bekannte Beispiel das des Romanen Theophilus ist, — der Tradition nach aus dem 6. Jahrhundert — und obgleich der Vertrag durch Handschrift erst aus einer Zeit stammen kann, in welcher römische Rechtsformen zu den Völkern des Abendlandes gekommen waren, so ist doch die Grundlage auch dieser Teufelsagen echt deutsch. Denn die Voraussetzung solcher Erfindungen ist ein tiefes Gefühl der gegenseitigen moralischen Verpflichtung, welche durch solchen Vertrag hervorgebracht wird und ein tollkühner Sinn, welcher der That eines Augenblicks die Entscheidung über die ganze Zukunft zu überlassen liebt. Der Germane, welcher im Spiel mit Würfeln oder Stabrunen seine eigene Freiheit aufs Spiel setzte, und der, welcher seine Seele dem Teufel angelobte, haben die größte Aehnlichkeit miteinander. Diese Bündnisse mit dem Teufel betrachtete die Kirche nicht mit tödtlichem Hass; durch die Fürsprache ihrer Heiligen wurden die frevelhaften Wagehälse, wie Theophilus selbst, gerettet und der Teufel gezwungen, seine Rechte aufzugeben. Deutsch ist auch, daß der Teufel bei den Verträgen, welche er mit Menschen schließt, seinerseits den Vertrag eifrig und ehrlich zu erfüllen sucht, der Betrügende ist der Mensch. Der Teufel erhielt durch diese Zuthaten allerdings eine Anzahl neuer

Schrecken zu den alten, welche er in das Land gebracht hatte. Ueberhaupt war das Eindringen seiner Gestalt kein Glück für die Volksseele, das Harte, Ungemüthliche und Monotone, was dieser alten Abstraction eines persischen Eiferers noch von ihrem Ursprunge her unvertilgbar anhing, zog zahlreiche farbige und poetische Sagen ins Finstre und Gemeine, und das Gemüth des Volkes wurde durch das Christenthum nach dieser Seite roher und ärmer, während im Ganzen der sittliche Inhalt seines Lebens sich vergrößerte, sich vertiefte. Dennoch that es sein Mögliches, auch dem Teufel behagliche Seiten abzugewinnen. Schon das Riesengeschlecht des alten Glaubens hatte für das Volk zwei Gesichter gehabt, neben dem Schrecken ihrer dämonischen Natur empfand man mit Behagen auch eine harmlose, ja burleske Seite ihres Lebens. Die Unsförmlichkeit ihrer großen Körper, ihre Kraft, der schwerfällige Witz und auf der andern Seite wieder das Zauberkwissen und die technische Kunstfertigkeit, welche man ihnen zuschrieb, das alles war schon zur Heidenzeit eine unerschöpfliche Quelle für heitere Geschichten gewesen, durch welche sich das Volk unter anderem auffallende Naturgebilde und landschaftliche Merkwürdigkeiten poetisch erklärte. Neben den Riesen aber hatte sich in der Heidenzeit das zahllose Volk der kleineren Naturgeister um den Menschen herum getummelt. Im Walde wohnten die haarigen Schrate, an dem Ufer des Baches sang der Nix, in den Bergen hämmerte das zahlreiche Geschlecht der Zwerge, auf dem Thau der Wiesen spielten die Elbe und die Idisen, die deutschen Feen, und durch die Luft flogen in Schwanengestalt oder auf Zauberrossen die Schlachtjungfrauen Wuotans. In Haus und Hof, in Scheuer, Rinderstall und Milchkeller wohnten Hausgeister der verschiedensten Art, unter dem Herdfeuer saß der Kobold, das Heinzelmännchen schlich gern in Katergestalt über die Balken, braune Männlein, graue Männlein und zuweilen weiße Frauen umgaben die Familie als Schutzgeister des Wohlstandes und häuslichen Behagens. Dem Schlafenden suchte die Nachtmahr den Frieden des Schlummers zu stören, im Getreide saß die Roggenmume, auf dem geschlagenen Holz die kleinen Holzweibchen, im Sumpfe fuhr der Irwisch ruhelos umher und bemühte sich, den Menschen aus der Wagenspur des geweihten Weges zu locken. Dies kleine Geistervolk erhielt sich im Christenthum, doch wurde es furchtsam und scheu gegen den Menschen. Aus mehreren alten Sagen ist zu erkennen, mit welcher Behmuth der Neubefehrte sein Verhältniß zu den alten Freunden als ein gestörtes betrachtete: in einigen noch lebenden Sagen trauern die kleinen Geister, daß sie nicht auch selig werden können, in andern werden sie durch den Glockenschlag gestört und ziehn heimlich aus der Gegend fort. Auch aus ihrem Wesen wurde mancher dunkle und schadenfrohe Zug auf den Teufel übertragen. Am meisten aber mußten die Riesen an ihn abgeben. Der Teufel wurde ein Baukünstler wie sie, er mußte große Felsblöcke

durch die Luft schleppen, die er auf seiner Fahrt verlor, oder im Zorne herunterwarf; er mußte ungeheure Mauern aufführen, Brücken, Schlösser, Mühlen, sogar Kirchen bauen. Und fast immer war er bei diesen Bauten der Ge-  
prellte, wie in andern Sagen die Niesen, denn was er sich zum Lohn seiner Arbeit ausbedungen hatte, das ging ihm verloren. Er mußte als Wolf oder Hund mit feurigen Augen unterirdische Schätze bewachen; er mußte als feuriger Drache fliegen und Schätze durch den Schornstein auf den Herd werfen. Er mußte sich sogar gefallen lassen bei Volksfesten in Person aufzutreten, er mußte Schauspieler werden und in einer halb lächerlichen, halb schrecklichen Tracht den Possenreißer und den viel geprügelten Begner der himmlischen Gewalten darstellen. In Deutschland erhielt er seine Maske: die Hörner, den Bocks- oder Pferdefuß, den hinkenden Gang, den Schwanz, die schwarze Farbe. Es ist möglich, daß Erinnerungen an die antike Satire ihm zu Einzelheiten seines Costüms verholten haben, doch waren bei den festlichen Aufzügen des deutschen Heidenthums abenteuerliche Thiermasken ebenfalls zur Genüge vorhanden; und in den jungen Städten des Mittelalters gab die Tracht des Schornsteinfegers bei Maskeraden einen schätzenswerthen Anhalt. So wurde er, der furchtbare Feind des Menschengeschlechts ein Lieblingsgegenstand für die gute Laune der Gläubigen. Zahllos sind die Sagen und Märchen, in denen er als Tölpel, als Betrogener dem Witz des Menschen unterliegt, und sehr derb ist die Komik, die er beim heiligen Osterspiel und andern dramatischen Aufführungen wenigstens in der zweiten Hälfte des Mittelalters entwickelt. Nach vielem Entsetzen und zahllosen frommen Gebeten hatte sich am Ende des 15. Jahrhunderts das deutsche Volk seinen Teufel doch recht gemüthlich zugerichtet. — Sein Bild ist freilich nicht mit den poetischen Charakteren zu vergleichen, welche ein frei schaffendes Volk seinen epischen Heldengestalten gibt, denn bei ihm sind die widersprechendsten Züge zusammengetragen. Die Theosophie der Perser, der Eifer jüdischer Sekten, antike Mythen und frommer Kirchenglaube stehen hier dicht neben altdeutscher Habe, und darf man sagen, was an diesem abenteuerlichen Mischmasch der verschiedensten Bildungen noch menschlich und erträglich erscheint, das haben die Deutschen dazugethan, nicht durch vernünftiges Erkennen, sondern mit der guten Laune einer starken Natur, welche auch das Ungesunde und Vernunftwidrige zu bewältigen weiß.

So lebte das Phantasiegebild des Teufels fast ein Jahrtausend im deutschen Volk. Getreulich machte es alle großen Aufregungen und Wandlungen der Volksseele mit. In Zeiten des religiösen Eifers erschien es mit wildem, menschenfeindlichem Angesicht, in den Tagen größeren sinnlichen Behagens erhielt es ein possenhaftes, fast harmloses Aussehen.

Da kam Luther und die Reformation. Wie jedermann in Deutschland,

wurde auch der Teufel in den großen Kampf des Jahrhunderts hereingezogen. Das lebende Geschlecht wurde religiös, es wurde viel gebetet, viel gepredigt und, was bei Deutschen unvermeidlich, noch viel mehr disputirt und gezankt. Die häufige und angelegentliche Beschäftigung mit der Hierarchie des Himmels zwang auch den Teufel, wie ihm schon öfter begegnet war, wieder einmal vorzugsweise zum Höllenfürsten zu werden, und sich mit dem düstern Apparat seines schrecklichen Reiches zu umgeben. Er wurde raffinirter, finsterner, grausamer, so lange der Eifer und Haß gegen ihn mächtig donnerte. Den Katholiken wurde er Chef der gesammten Ketzereien, der Evangelische sah ihn in volksthümlicher Gestalt mit einem großen Blasebalg hinter dem Papst und jedem Cardinale stehen und diesen Angriffe gegen die gereinigte Lehre einblasen. So erhielt der Teufel in dem frommen und eifrigen Jahrhundert große Arbeit. Er mischte sich in alle theologischen und politischen Händel, er saß auf Tezels Ablaßkasten, besuchte Luther auf der Wartburg, intriguirte zwischen dem Kaiser und Papst, demüthigte den Protestantismus durch den schmalkaldischen Krieg und wieder die katholische Partei durch den Abfall des Kurfürsten Moriz, er erschien und hantirte mit seinen Gesellen überall im großen und kleinen Leben des Volkes.

Diese Vergrößerung seiner Wirksamkeit hätte wahrscheinlich in jeder glaubenseifrigen Zeit stattgefunden, aber in der Person und in der Lehre des großen Charakters, welcher dem ganzen 16. Jahrhundert in Deutschland, Freunden wie Gegnern, seine Farbe und sein Gepräge gab, war noch einiges Besondere, was auch dem deutschen Teufel eine neue und in frühern Zeiten unerhörte Wichtigkeit gab.

Zunächst war Luther eines Bergmanns Sohn. Er stammte aus einer Hütte, in welcher der alte Schauer vor den Gewalten des dunklen Fichtenwaldes, des Bergwassers, der finstern Erdspalte, welche als Eingang zu den Metallgängen des Gebirges galt, stark und lebendig war. Seine Phantasie war erfüllt mit den verdunkelten Traditionen des heidnischen Götterglaubens, welche, wie es scheint, in seiner Heimath noch manches sehr Alterthümliche bewahrt hatten. Ueberall empfand das Kind des Volkes die stillen Gewalten, in den Schrecken des Waldes und der Luft, wie in dem Leben der Menschen.\*) Er selbst litt an Anfechtungen durch den Satan und mit der Offenheit und Energie seiner starken Natur verkündete er diese Erscheinungen

\*) Luther B. B. XIII. S. 2550: Darum zweifle nur niemand daran, wo ein Feuer aufgeht, daß ein Dorf oder ein Haus abbrennt, da sitzt allerweg ein Teufelein dabei, das bläset immer in das Feuer, daß es soll größer werden. Also, wenn jemand an der Pestilenz stirbt, ersänft, oder zu Tode fällt, das thut der Teufel u. s. f. X. S. 1234: Ein Christ soll wissen, daß er mitten unter den Teufeln sitze, und daß ihm der Teufel näher sei, denn sein Rock oder Hemde, ja näher denn seine eigene Haut, daß er rings um uns her sei, und wir also stets mit ihm zu Haár liegen und uns mit ihm schlagen müssen.

seinen Zeitgenossen. Das Geschlecht, welches gläubig seiner Rede lauschte, wurde durch ihn angesteckt. Teufelerscheinungen wurden ganz gewöhnlich, die Geistlichen wie die Laien hatten vom Satan zu leiden. Der Schwärmer erblickte ihn im Kampfe mit dem Schutzengel, selbst den Argen begegnete, daß sie ihn da sahen, wo er ihnen am unbequemsten war. Die erhaltenen Berichte sind zahlreich, es thut nicht Noth, sie hier aufzuzählen. So weit wir daraus vom Aussehen des Teufels erfahren, erschien er zuweilen in der alten volksmäßigen Tracht, oder in den furchtbaren Gestalten, wie sie durch die Erfindungen der Holzschneider geläufig worden waren, nicht selten aber schon modernsirt, in bürgerlicher Tracht, so z. B. einem exaltirten Hutmacher zu Spandau ums Ende des Jahrhunderts (1594) als finstrier Mann in einem Wolfspelz. Die Anfechtungen des Spandauers machten — nebenbei bemerkt — großes Aufsehen und veranlaßten kurfürstliche Decrete, in denen zur Buße gemahnt und vor der Hoffart gewarnt wurde. Der Kampf zwischen Engeln und Teufeln ging in diesem Falle vorzüglich gegen die Kleiderpracht und die großen Halskrausen.

Zu diesen Familienerinnerungen kam bei dem Mann Luther die besondere Physiognomie, welche seine Lehre in der Opposition gegen die Mißbräuche der katholischen Kirche erhielt. Die alte Kirche hatte dem Gläubigen verhältnißmäßig leicht gemacht, dem Teufel zu entinnen. Durch Ablaß, durch gute Werke, durch den Mechanismus regelmäßiger Gebete und geistlicher Exercitien, wie sie namentlich in den Bruderschaften geübt wurden, durch eine oberflächlich zusammenaddirte Summe von frommen Neusserlichkeiten konnte der Christ jederzeit, im schlimmsten Fall noch zur letzten Stunde, dem Teufel entinnen, selbst wenn er sich tief mit ihm eingelassen. Daher ist bei Verträgen, welche der Teufel mit den Menschen vor der Reformation abgeschlossen hat, der Teufel fast immer der Geprellte. Solchem geschäftsmäßigen und unsittlichen Verhältniß zum Himmelreich trat Luther mit der tiefsten Empörung gegenüber. Seine Lehre war, daß der Mensch von Haus aus sündig und verworfen, also eine Beute des Teufels sei, und daß nur die unendliche Gnade Gottes dem frommen Gläubigen die Rettung gewähre. Um diese Rettung aber zu finden, sei eine beständige innere Buße nothwendig. Es ist klar, daß durch solche leidenschaftliche Oppositionslehre der Teufel in eine angenehmere Stellung zum Menschengeschlecht kommen mußte. Jetzt hat er vollends Beruf, sich in alles zu mischen, überall geschäftig zu sein, mit ganz anderm Erfolge seine Verträge mit einzelnen Sündern zu machen. Da in dem neuen Glauben von der Buße allein die Rettung aus den Händen des Teufels abhing, verfiel der unbußfertige Sünder jetzt ohne Rettung der Hölle. So kommt es, daß seit dem 16. Jahrhundert, im Gegensatz zu früherer Zeit, die Sündner, welche einen Pact mit der Hölle geschlossen haben, in

der Regel von dem Teufel geholt werden. Allbekannt ist das traurige Ende des sagenhaften Doctor Faust, aber er war nicht die einzige Beute des Satans. Es wurde ganz gewöhnlich zu glauben, daß Menschen von zweideutigem Charakter, oder solche, welche als Feinde bitter gehaßt wurden, vom Teufel in sein unterirdisches Reich abgeholt seien. Dann war die Hand des Teufels am verdrehten Genick des todten Sünders deutlich zu erkennen. Auch geschichtliche Persönlichkeiten entgingen dem melancholischen Schicksal nicht. Bei mehreren Generalen des 30jährigen Krieges z. B. Holt befriedigten die gequälten Deutschen ihren wilden Haß durch detaillierte Berichte über Bündnisse mit der Hölle und ein entsprechendes Ende. Ja noch im vorigen Jahrhundert wurde der Pact, welchen der Herzog von Luxemburg, der überlegene Gegner Wilhelms von Oranien, mit dem Teufel abgeschlossen hatte, ausführlich, mit allen Paragraphen dem Publicum mitgetheilt, und es ist charakteristisch für jene anspruchsvollere Zeit, daß der Herzog unter vielen andern Bedingungen dem Teufel auch die gestellt hatte, ihm nur in angenehmer, keineswegs aber in schrecklicher Gestalt zu erscheinen.\*)

Bei solcher Richtung war der junge Protestantismus durchaus nicht geneigt, Hexen und ihre Genossen milder zu beurtheilen, als die alte Kirche gethan hatte. Im Gegentheil, wenn die katholische Kirche vorzugsweise die Abtrünnigkeit der Teufelsliebchen bestraft hatte, so verfolgte der neue Glaube mit noch größerem Zorn die Verstockung des Gemüthes gegen das göttliche Wort. Schon am Ende des 15. Jahrhunderts war das frivole Treiben der damaligen Geistlichkeit durch furchtbare Hexenverfolgungen unterbrochen worden. Die Bulle Innocenz 8.: *Summis desiderantes* von 1484 hatte auch in Deutschland wilde Verfolgungen aufgeregt, z. B. in Mainz. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verbreitete sich der Eifer gegen Hexerei wie eine Pest über die Landschaften beider Confessionen. Es ist wahrscheinlich, daß die gesteigerte Religiosität jener Zeit, welche nur zu oft hart, engherzig und ungemüthlich wurde, in den untern Schichten des Volkes auch einen Gegensatz lebendig gemacht hatte, heimlichen Trotz und frevelhaftes Suchen nach sinnlichem Genuß. Ueberall in Deutschland loderten die Scheiterhaufen, eine endlose Reihe der widerwärtigsten Proceffe, deren actenmäßige Darstellung uns mit Schauer erfüllt, wurde durch die römischen Juristen zu einförmigem Ende geführt. Wenn die katholische Partei solche barbarische Verfolgung begann, so trifft die evangelische der Vorwurf, dieselbe am längsten und erbittertsten fortgesetzt zu haben. Ein fanatischer Priester, der Bischof von Eichstädt, trieb schon als Probst von Ellwangen

\*) Des Welt-berufenen Herzogs von Luxemburg, gewesenen Königl. Französischen Generals und Hof-Marschalls Pacta oder Verbündniß mit dem Satan und das darauf erfolgte erschreckliche Ende. Frankfurt und Leipzig 1716.

in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf seinem Territorium das Hexenbrennen im größten Stil. Nicht nur Frauen aus den untersten Ständen wurden verbrannt, es schützte nicht Stand, nicht Jugend, nicht Schönheit, auch Männer wurden processirt, sogar Geistliche. \*) Lutherische Landesherren, Richter und Geistliche standen nicht nach. Wahrscheinlich ist nie der Versuch gemacht worden, die Zahl der Schlachtopfer zu bestimmen, welche ihrem eigenen Aberglauben, und dem noch schmachvollern Aberglauben ihrer Richter verfielen. Aber die Gesamtsumme vom 16. bis 18. Jahrhundert muß Hunderttausende betragen. Und diese häßliche Krankheit deutscher Bildung hatte den gewöhnlichen Lauf aller ansteckenden Seuchen. Die Wuth der Verfolger hörte zuweilen auf, dann brach sie an einem andern Ort plötzlich wieder hervor und wirkte in weitem Kreise ansteckend.

Wohltwillender betrachtete die neue Kirche nach den Vorbildern in der Bibel die Besessenen. Luther und seine Nachfolger nahmen an, daß sie durch eine immerhin zu vergebende Sünde, zuweilen durch ein kleines Versehen in die Gewalt des Teufels gekommen seien und daß es Pflicht und Verdienst der Gläubigen sei, durch Gebet und Beschwörung den Teufel auszutreiben. Nicht jeder Irtsinnige oder Epileptische galt vom Teufel besessen, aber da man den Bösen überall vermuthete, so hatte man die Befriedigung, ihn oft zu finden. Die wunderlichsten und abgeschmacktesten Aeußerungen seiner Thätigkeit wurden mit gläubigem Eifer beobachtet. Am häufigsten kamen schwachsinnige Weiber zu der Ansicht, daß sie vom Teufel geplagt würden, und es muß eine gewöhnliche Folge dieser Einbildung gewesen sein, daß sie in ihrem krankhaften Zustande kräftigen Widerwillen gegen die Geistlichen und die frommen Ceremonien aussprachen, mit denen sie beehrt wurden. Wie weit aber eine vorgefaßte Meinung das Urtheil nicht nur der Kranken, sondern auch der Gesunden verwirren und das Zeugniß der eignen Augen und Ohren fälschen kann, erkennen wir mit Erstaunen aus zahlreichen Berichten von Augenzeugen, welche in andern Dingen vollen Glauben verdienen, und vor Besessenen das Unmögliche gläubig beobachteten. So wurde, um nur einen sehr abgeschmackten Fall zu erwähnen, zu Luthers Zeit in Frankfurt an der Oder eine Magd, die schon früher schwachsinnig gewesen war, in folgender Weise von dem Satan besessen: „Wenn die gedachte Magd einem an den Rock, Bart u. s. w. griff, hat sie allerwegen Geld, wie es in Frankfurt gäng und gebe war, erwischt und in die

\*) Ein interessanter Bericht über ihn kurz nach seiner Zeit: *Zwo Hexenzeitung*, die Erste von dreien Hexen-Pfaffen und einem Organisten zu Elwang. Nürnberg 1615. Die seltene Flugschrift wird hier angeführt, weil sie am Schluß eine merkwürdige Notiz enthält: Der Teufel wehrt einigen Hexen, die zur Walpurgisnacht Frost machen wollen und nimmt ihnen mit Gewalt ihren Apparat: ein Sieb, drei Kagenköpfe, drei todte Krebsse und drei lebendige Ragen.

Hand bekommen, mit diesem Gelde ist sie flugs in den Mund gefahren, hat dasselbe gekaut und endlich verschlungen. Solch erwischtes Geld hat man ihr mit Gewalt aus den Händen brechen müssen. Ebenso hat sie überall Nadeln gefunden. Zuweilen hat sie Leuten, die um sie standen, solches Teufelsgeld, das sie von Wänden, Tischen, Bänken, aus Steinen, Erde und Mauern gegriffen, hingereicht. Es war gute Münze, Groschen und Pfennige, auch einige schlechte rothe drunter.“ Diese unerhörte Begebenheit erzählte in einer Flugschrift Dr. Andreas Ebert als Geistlicher, und sein Bericht wird von Theodor Dürckragen, dem Richter des Stadtrathes bestätigt. Luther wurde, wie bei hundert andern kritischen Fragen, auch hier um seine Meinung gefragt. Er wunderte sich sehr, begehrte zu wissen, ob es auch gutes Geld sei, und gab endlich den Rath, die Magd fleißig zur Kirche zu führen und bei Gott für sie zu bitten. Diese Cur hatte einige Schwierigkeit, der Teufel in dem Mädchen insultirte den Geistlichen während der Predigt und strafte ihn Lügen. Vergebens hatte auch ein katholischer Priester versucht, den Teufel in ihr zu beschwören, mit ihm trieb der Teufel nur Gespött und verachtete seinen ganzen Exorcismus. Doch die Kraft des evangelischen Gebets zwang endlich den Satan zu weichen. Das Mädchen wurde frisch und gesund, wußte nach ihrer Genesung von gar nichts, und fuhr fort als Dienstmagd ein nütliches Mitglied der christlichen Gemeinde zu sein.\*)

So war es bei den deutschen Protestanten, unter denen allerdings die Reformirten die Lehre vom Teufel nüchterner und verständiger auffaßten, als die Lutheraner. So wurde es auch bei den Katholiken. Nichts ist bezeichnender für die Gewalt, welche Luthers Persönlichkeit ausübte, als der Einfluß, den sein Wesen über seine erbitterten Gegner gewann. Er ist in der That der Reformator ebenso gut der Katholiken als der Protestanten. Zwar die katholischen Dogmen widerstanden seinem Andrang, und zwischen den neuen Glaubensschanzen, die er aufgeworfen hatte, und der geschlossenen Festung der alten Kirche wüthete durch Jahrhunderte ein grimmiger Krieg. Aber seine Methode zu denken, seine Sprache und vor allem das Charakteristische seines gemüthlichen Lebens formte die deutsche katholische Kirche ebenso originell und ebenso einseitig nach seinem Bilde, wie die protestantische. Der rohe Formalismus ihrer Ablasskrämerei und ihrer frommen Bruderschaften verschwand nicht ganz, aber er machte einer neuen Richtung auf das Innerliche des Gemüths Platz. Ernste Studien, schärferes Denken, gewandte Dialektik, und was mehr werth war, eine größere sittliche Vertiefung werden noth-

\*) Der Titel der Flugschrift ist: Wundere Zeitung, von einem Geldteuffel, eine seltsame, ungläubliche, doch wahrhaftige geschicht. Zu Frankfurt an der Oder beschehen, und urkundlich außgangen. 1538.

wendige Erfordernisse des katholischen Vorkämpfers. In Luthers Sprache und Methode lernt er predigen und seine Streitschriften verfassen, selbst die scheltenden Kraftausdrücke des großen Regers eignet er sich an, und sucht die volksthümliche Laune, welcher Luther nicht den kleinsten Theil seiner Erfolge verdankt, mit Glück nachzuahmen. Die Texte evangelischer Lieder, Titel und Inhalt lutherischer Werke werden immer wieder parodirt. Vielleicht ist die innere Aehnlichkeit nirgend auffallender, als bei den kleinen Talenten der ingolstädter Hochschule. Die Andrä, Scherer und ihre Freunde könnten, wenn die Verschiedenheit in den Dogmen und vor allem der persönliche Haß nicht wäre, ebenso gut Lutheraner als Katholiken sein. So ging mit vielem Andern auch Luthers Teufels- und Hexenglaube auf das katholische Deutschland über. Zwischen den Geistlichen beider Confessionen entstand ein zuweilen lächerlicher, oft widerlicher Wetteifer, den Teufel aus Besessenen auszutreiben und die Abgefallenen, welche ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen hatten, zu bestrafen. Wenn da, wo beide Kirchen zusammenstießen, ein Besessener auftrat, suchte jede Confession die Macht ihres Glaubens dadurch zu beweisen; daß sie sich des Patienten bemächtigte und ihn heilte, — die Evangelischen durch das Gebet der Geistlichen und der Gemeinde, die Katholiken durch Exorcismus. Die gerettete Seele gereichte dann der glücklichen Kirche zum Ruhm. Unter den zahlreichen Berichten, welche über dergleichen Beschwörungen erschienen sind, zeichnet sich der folgende, der aus dem katholischen Lager in der Nähe von Ingolstadt stammt, durch seine Ausführlichkeit und durch einige psychologisch interessante Züge aus. Er wird deshalb — nach dem Brauch dieser Mittheilungen, — mit einigen Auslassungen getreu in unsere Sprache übertragen mitgetheilt. Er erschien fünf Jahre nach dem Ereigniß in einer Flugschrift unter dem Titel: „Erschröckliche, ganz wahrhaftige Geschichte, welche sich mit Apollonia, Hannsen Geißbrechts Burgers zu Spalt inn dem Eystätter Bistumb, Hausfrawen verlauffen hat. Durch M. Sixtum Agricolam re. Ingolstatt 1587.“ Die Erzählung beginnt folgendermaßen:

Hans Geißbrecht, Bürger zu Spalt, hat sich nach Absterben seiner ersten Hausfrau wiederum mit Apollonia, der Witwe von weiland Hans Francke, aus Lautershausen im Markgrafenthum Brandenburg, verheirathet, allhier seine Hochzeit gehalten und länger als ein Jahr mit ihr gehauset. Doch zuletzt hat es der leidige Cheteufel dahin gebracht, daß zwischen ihnen beiden nichts Anderes als Tag und Nacht viel Zanken, Hadern, Grollen, Greinen, Reifen und Ragen gewesen, daneben ist, was am allerschrecklichsten war, großes Gotteslästern und übles Schwören mit untergelaufen. Nun kam gedachter Geißbrecht an einem Freitag, den 19. Oct. des vergangenen 82. Jahres, wohl bezechet heim, fing seinem alten Gebrauch nach mit seiner Hausfrau zu zanken und zu schwören an, und sie trieben solches, wie ihre meisten Nach-

barn gehört, fast die ganze Nacht über. Sonnabend Morgen kommt Apollonia zu Anna Stadlerin, ihrer Nachbarin und spricht: „Liebe Stadlerin, habt Ihr nicht gehört, was mein Mann heut die ganze Nacht abermals für Rohheit und Schande geübt?“ „Ja,“ spricht diese, „ich und mein Stadler haben es leider nur zu wohl gehört, was für ein Ragengetöse und Gotteslästern ihr miteinander getrieben, die ganze Nachbarschaft verliert den Frieden, wo man so unchristlich lebt.“ Darauf fängt gedachte Apollonia in grimmigem Zorne an und spricht: „Ei, will mir unser Herregott von diesem heftigen Mann nicht helfen, so wollte ich, der Teufel käme und hülfe mir von ihm.“ Nun merkt, was geschieht! Als am gedachten Samstag Abend der Weißbrecthin Rindvieh von der Weide heimkommt und sie dasselbe, wie gebräuchlich, melken will, da kommen zuerst zwei Vögel wie Schwalben, da doch in dieser Zeit keine mehr im Lande sind, und fliegen ihr geschwind um den Kopf herum. Ehe sie sich recht unter der Kuh umsieht, steht ein langer Mann (es war aber leider der leibhaftige Teufel) neben ihr und spricht ihr zu: „Ach, meine liebe Appel, wie habe ich ein Mitleiden mit dir, daß es dir so übel geht, dein Leben ist so hart und armselig, hast auch einen so argen bösen Mann, der dich so schlecht hält, er hat die Absicht, alles zu verthun, damit dir nach seinem Tode nur nichts von ihm bleibe. Thue eins, sage mir zu, daß du mein sein willst. Siehe, so verspreche ich dir, daß ich dich in dieser Stunde an einen so herrlichen lustigen Ort führen will, wo du für und für nichts thun sollst, als essen, trinken, singen, springen, tanzen, in Summa solche gute Tage haben, wie du dein Lebelang nie gesehen noch gehört. Denn es ist um das Himmelreich nicht so beschaffen, wie deine Pfaffen davon sagen. Ich will es dir anders weisen.“

Auf dies große Verheißsen des leiblichen Satans gibt die armselige Frau ihm unbedacht die Hand und sagt ihm zu, sie wolle sein werden. In demselben Augenblicke wird gemeldete Apollonia von ihm leibhaft besessen, und alsbald gibt er ihr ein, sie solle eilends mit ihm auf den Boden, in der Hoffnung, sie solle sich dort erheuten. Als nun mehr erwähnte Weißbrecthin von den Kühen aufspringt und der Hausthür zueilt, wird die vorgemeldete Nachbarin ihrer gewahr und schreit ihrem Mann zu: „O Ulrich, komm! die alte Schäferin — Schäfer nennt man sonst ihren Mann, den Weißbrect — ist von Sinnen gekommen. Demnach laufen die beiden Eheleute zu, und ehe sie ganz zu ihr kommen, legt sie sich vor der Thür in eine Kothlache, mit der Absicht, sich darin zu ertränken. Als sie aufgehoben wird, mehre andere Nachbarn zulaufen und die besessene arme Frau wieder in das Haus bringen, begehrt sie nur stracks die Stiege auf den Boden und schreit: O laßt mich gehn, seht Ihr nicht, wie köstlich ich lebe, daß ich für und für esse, trinke, singe, springe, tanze und nur gut leben habe? Als Apollonia in ihre

Stube gebracht wurde, haben erstlich zwei, dann vier Mann genug an ihr zu halten gehabt. Indes wird am Samstag grade zu Mitternacht dem ehrwürdigen und wohlgelahrten Herrn Wolfgang Agricola, Dechant und Pfarrherr, ein Bote zugeschickt, Seine Ehrwürden solle eilends auf und einen Gang zu der alten Schäferin thun, denn dieselbe wäre am Abend verrückt worden. Aber wohlgedachter Dechant meinte, die Sache wäre bei weitem nicht so heftig beschaffen, als man ihm berichtete, wollte auch so spät und in einer so heiligen Nacht nicht ausgehen, sondern vermeldete, er hätte wol Sorge getragen, das stete gottlose Zanken und Hadern werde zulezt einen solchen Ausgang nehmen, befahl jedoch, wenn die Geißbrechtin so unrichtig wäre, daß man sie nicht erhalten und dämmen könnte, so sollte man sie unterdeß in zwei Ketten schlagen, wie auch geschah.

Am Morgen, nachdem er die Ketten verrichtet, nahm der Herr Dechant als ein Mann, der schon früher in dergleichen Fällen auf dem Plage gewesen, zur Fürsorge ein ganz kleines Heilthumtäflein, worin ein Stückchen von dem heiligen Kreuz und von der Säule, daran Christus der Herr gegeißelt worden, ferner ein agnus Dei, das im Jahre des Jubiläums, und endlich ein Stück weißes Wachs, welches vom summus pontifex selbst geweiht war, zu sich und schob das alles auf seinen Leib. Als er des Geißbrechts Haus zu ging und die Apollonia mit ihrem betrügerischen Inwohner, der sie so übel tractirte, den Herrn Dechanten nur gewahr wurde, nimmermehr werden es die, welche nicht dabei gewesen sind, glauben können, was für ein Wüthen, Toben und Beißen sich da erhoben. Denn ungeachtet die Frau an zwei Ketten ausgespannt lag, hatten doch noch vier Mann zu thun, um sie zu halten. Vielgedachter Herr Dechant fing an und sagte: „Ach, Appel, das sei Gott im Himmel geklagt, der große Jammer ist mir ein herzliches Leid! Christ gesegne dich, wie ist dir geschehen.“ Da fängt die arme Frau mit einer starken, männlichen, zuvor bei ihr ungewohnten Stimme an: „Hui, Pfaff, trolle dich, was frage ich nach dir und deinem Christ, ich hab für mein Lebelang genug, siehst du nicht, wie wohl ich lebe? Ich bedarf deines Himmels nimmer.“ Darauf antwortete ihr der Herr Dechant: „Wie wohl du lebst, das sehe ich leider, dein gutes Leben wollte ich keinem Hunde, geschweige einem Menschen gönnen.“ Und zu einem Probezeichen, ob sie besessen, oder sonst natürlich verrückt wäre, nahm Herr Dechant erst das vorgemeldete Heilthum, und da sie ihm den Rücken wandte, schob er es ohne ihr Wissen mit seiner Hand auf ihren Kopf. Was sich von Stund an für Jammer, Klage und Winselerei erhoben, und wie sie in den Ketten gewüthet und mit schäumendem Munde wie ein heißendes Pferd nach dem Herrn geschnappt hat, davon werden diejenigen, welche sie gehalten, und die Stube voll Leute bessere Meldung thun, als S. Ehrwürden. Ihr Geschrei war immer: „O Pfaff, o Pfaff, thu mir das Ding von dem

Kopf herab, wo nicht, siehe, so sei dir geschworen, mit meinen Zähnen will ich dich zu Stücken reißen, auf das eine Bein will ich dir treten und das andere — salvo decore — aus dem Hintern reißen, dich damit zu Tode zu schlagen. O thu das Ding herab und leg mir dafür sechs lange Säcke voll Steine auf, die werden nicht so schwer sein.“ „So sage mir,“ sprach Herr Dechant, „was ist es denn? dann will ich es dir alsbald wieder herabthun.“ Da antwortete der Böse: „Was es ist, das weiß ich wohl, aber ich wollte dir — cum venia — lieber etwas Anderes thun, als dir das sagen.“ „Wie,“ fing Herr Dechant mit Ernst an, „Du willst mit der Sprache nicht heraus? Geschwind bringt mir eine weiße Haube, mit dieser will ich dir das geringe Ding ganz auf dem Kopf befestigen.“ „Ja,“ antwortete der Böse, „du sagst wol ein geringes Ding; wenn es so gering wäre, würde es nicht so hart brennen.“ — „Ich beschwöre dich bei dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, sage an, was ist es denn?“ Aber da gab er keine andere Antwort, als daß er für und für von einer gewissen unsaubern weichen Speise redete, die ihm Herr Dechant selbst zu fressen rieth. Unterdeß, lieber Gott, lechzte die arme, hart gepeinigte Frau gar sehr, und hätte bei ihrem vermeinten köstlichen Wohlleben gern zu trinken gehabt. Auf den Wink des Herrn reichten ihr die Weiber zuerst Taufwasser, aber da war kein Trinken, er wollte andres Wasser haben. Der Herr redete ihn an, warum er dies nicht trinken möchte, es wäre doch auch nur Wasser. Da antwortete er: „Pfaff, jeso lügst du, es ist deine gesalbte Taufe.“ Darauf gaben ihr die Weiber von dem großen Weihbrunnen, welcher alle Jahre an dem goldnen Sonntag Trinitatis gesegnet wird, aber so wenig ihr das vorige schmeckte, noch viel weniger wollte sie von diesem wissen und hören, man sollte es nur geschwind hinwegthun, denn sie wüßte wohl, was es wäre. Da sagte Herr Dechant, es wäre doch nur ein Wasser, der Böse antwortete ihm ganz grimmig: „Du sagst immer, ich lüge, aber ich sehe, du kannst auch lügen, ist es doch von deinem Weihwasser.“ Da man ihr aber gewöhnliches Wasser reichte, sprach sie, oder er in ihr, obgleich an dem Geschirr und Wasser auch nicht der geringste Unterschied war: „Das ist von dem rechten.“ Darauf mischten wir die drei Wasser untereinander, machten ihr den Mund mit einem Schlüssel auf und hatten unser ein Duzend zu schaffen, bis wir es ihr eingossen und ihr in den Hals mit Mühe hinunterstürzten. Darauf fängt sie oder er durch sie an: „O Sacramentspfaff, wie gehst du mit mir um!“ Antwortete Herr Dechant: „Schmeckt dir das eine, so laß dir das andre auch schmecken; ich kenne dich wol, welch arger Gast du bist, ich und du werden noch eine bessere Sprache zueinander reden müssen, bis wir uns recht voneinander scheiden.“ — „Wie, Pfaff, du willst mich vertreiben? Eher werde ich dich zerreißen, daß du in die Sonne fliegst.“ Herr Dechant gab ihm Antwort: „Höre, du verzweifelter Bösewicht — — dieweil

du nach mir, dem allergeringsten päpstlichen Pfäfflein, so gar großes Gelüft hast, soll dir vor aller Welt erlaubt sein, fahre in mich, treibe deinen Hochmuth, ich will dir den Mund weit genug aufthun und kein Kreuz vormachen." Da fing der Böse an: „Ja fahren, fahren, könnte ich dafür nur deine Zunge und deinen Finger erwischen und abbeißen.“ „Das glaube ich gern,“ sagte Herr Dechant, „wenn es in deiner Macht gestanden und du mich und jeglichen Christenmenschen im Mutterleib hättest können umbringen, so halte ich durchaus dafür, an allem möglichen Fleiß würdest du es nicht haben fehlen lassen. Und höre, Satan, den Kopf halte ich fest, bis du mir sagst, was in dem Täfelin auf dem Kopfe ist.“ Da antwortete er: „Es ist das Heilige.“ „Was für ein Heiliges?“ fragt Herr Dechant. Der Böse: „Das von Jerusalem.“ Herr Dechant wiederum: „Was von Jerusalem? Kurzum mach nicht viel Umstände.“ Der Satan: „D laß mich zufrieden, du weißt, daß ich es nicht nennen kann.“ Der Herr Dechant: „Das sind faule, lahme Ausreden, wenn du willst, kannst du es wol nennen, darum beschwöre ich dich bei dem unschuldigen Tod unsers Herrn Jesu Christi, daß du öffentlich anzeigst, was es sei.“ „D,“ sagt er, „es ist halt von dem heiligen Kreuz, daran unser Herrgott gestorben, und dann von der Säule, daran er gegeißelt worden.“ Herr Dechant wiederum: „Glaubst du denn, daß Christus für uns gestorben?“ Er: „Warum sollte ich es nicht glauben? bin ich doch nicht weit davon gewesen.“ — — Darauf that Herr Dechant das Heilthum herab, aber nahm das vorgemeldete agnus Dei und legte es der Frau, ohne daß sie es merkte, auf ihr Haupt. Sie klagte, wimmerte leise und schrie noch mehr als vorhin. Auf solche Ungeberdigkeit wollte Herr Dechant wieder hören, was es denn wäre, worüber er sich so entsetzte. Da schrie der böse Feind: „Ho, ho, dahin bringst du mich nimmermehr, daß ich dir das sage.“ Darauf gingen viele Reden hin und her, bis der böse Geist durch den Finger Gottes getrieben wurde. Da fing er an und sprach: „Es ist halt ein agnus Dei.“ Der Herr Dechant: „Wo weiht man denn dieselben?“ Der Böse: „D wenn die ganze Welt dastände, sollte sie mich nicht zwingen, daß ich die Stadt nennete.“ Herr Dechant: „Wol ist in der Welt kein Ort, wo dir und deinem Hausen größerer Abbruch und Widerstand erwiesen wird; darum mach nur nicht viel Mäuse, sondern sag an, wie heißt die Stadt?“ Da ihm der Herr Dechant so hart auf den Socken lag und von ihm nicht lassen wollte, fing er an: „Sie heißt N! N! N!“ Der Herr Dechant: „Hui, junger Schüler, noch besser.“ Der Böse: „D! D! D!“ Der Herr Dechant: „D ein hoffnungsvoller Schüler! du verzweifelter Böfewicht! Du Todfeind des heiligen, wahren Glaubens, setze das M M M auch dazu, so hat dir Gott eine dreifache Wahrheit bescheert.“ — —

Als nun Herr Dechant leider mehr denn zu viel erfahren, wie es um das elende Weib beschaffen war, — und er dabei sah, daß alle Mittel, mit

welchen vormals Etlichen geholfen worden, gegen einen so mächtigen, wohlverschanzten Feind gar nichts waren, stellte er die Sache diesmal ein, bis Gottes Gnade bessere Zeit und Gelegenheit gäbe. Er befahl, man sollte Tag und Nacht gar fleißig Achtung geben, damit sie nur nichts erwische, womit sie sich oder einem andern einen Leibes Schaden zufügen könnte, er bat auch die Benachbarten und ihre bestellten Wärter, für sie zu sorgen, wie denn auch Tag und Nacht aus brüderlichem und schwesterlichem Mitleiden geschah.

Die nächsten Tage präparirte sich wohlgemeldeter Herr Dechant so viel als möglich mit allem Fleiß zu der Haupthandlung und hatte genug für das zu sorgen, was bei einem solchen spitzigen, hochgefährlichen Handel nothwendig ist.

Unterdeß begab sich, daß ein junges lutherisches Predigerkänzlein, Johannes Bäuerlein, eines hiesigen Kürschners Sohn, welcher erst nagelneu vom Examen hierher kam und schon, wie ihm dünkte, dieselbe volle Gewalt empfangen hatte, wie der Dichter seiner leidigen Tragödie, welcher Anno 1545 in der Pfarrsacristei zu Wittenberg die Teufel von den Besessenen ein- und ausgetrieben hatte; dieser Prädicant hatte von seiner Mutter, die grade Geißlbrechts Haus gegenüber wohnt, solchen Jammer erfahren und uns etliche Mal ein- und ausgehn gesehen, hatte auch wol unter dem Volk in der Stube gestanden, aber wegen seinem großen Bart, worin all seine Kunst wie Samsons Stärke steckte, hatten wir ihn nicht erkannt. Er geht nun etliche Male in unserer Abwesenheit hinüber und sieht, wie jämmerlich und erbärmlich die arme Frau von dem bösen Geist gequält und zermartert wird. Er spricht ihr zu, aber lieber Gott! auf seine todten, kraftlosen Worte wollte Hans nicht hervorkommen, sondern der Böse trieb nur sein Affenspiel mit ihm. Zuletzt forderte er den Mann der elenden Frau zu sich und redete ihn mit diesen Worten an: „Mein lieber Hans Geißlbrecht, daß Eure päpstlichen Pfaffen Eurem Weibe helfen und den leidigen Satan, womit sie gar hart gestraft ist, von ihr treiben sollten, das geschieht nimmermehr, es ist ihnen unmöglich. Aber ich,“ sagte der kühne Degen, „würde noch einen Diener des Amtes zu mir nehmen und ihn mit dem klaren Wort Gottes austreiben.“ Solches wurde uns durch gedachten Geißlbrecht geoffenbart. Das verdroß alle Geistlichen, und nicht unbillig, von einem, der hier geboren, getauft, confirmirt, confitirt, communicirt und erzogen worden, dessen Vater, Mutter und Geschwister hier gut katholisch gelebt und zum Theil schon gestorben, er aber allein von ihnen apostasirt war! — so daß wir alle entschlossen waren, bei dem Act der Beschwörung, der in aller Stille auf den Donnerstag angesetzt war, hätte er mit in die Kirche gemußt, und sollten wir ihn gebunden, wie das arme Weibsbild, mit hineingeschleppt haben. Nicht daß ihm etwas Leides widerfahren sollte, sondern nur damit er sähe, was dies für eine sorgliche, große, gefährliche Arbeit sei, und nicht, wie er vielleicht vermeinte, so ein Ding, als wenn

man den Rater Heinz hinter den Ofen hervorlockt. Er aber roch das Feuer, wurde gewarnt und trollte sich auf eine Zeit zum Thor hinaus.

Am Mittwoch unter der Vesper war die Noth der Kranken so groß, daß man eilends den Herrn Dechant holte, denn wenn man nicht helfe, so werde sie der böse Feind zu tausend Stücken zerreißen. Als gedachter Herr Dechant und etliche von uns kamen, fanden wir einen Jammer, der uns unser Lebtag vor Augen steht, denn obgleich die mehr als elende Frau auf der Erde in einem elenden Bettlein an zwei Ketten ausgespannt war, daß sie keine Hand und keinen Arm zu dem andern bringen konnte, lagen und hielten noch auf jedem Arm zwei Mann, ihr eheleiblicher Bruder saß ihr rittlings über den Beinen, etliche Weiber fielen ihr über den Leib und vermeinten sie niederzudrücken, doch half es alles nichts. Der böse Feind bäumte und hob alle dermaßen über sich, daß ein Mensch unter ihrem Rücken hätte hindurchschlüpfen können, und was das Allerschrecklichste war, so sah und griff man den bösen Feind zwischen Haut und Fleisch in Form und Gestalt wie eine gute lange dicke Natter oder Schlange. So geschwind wie sie von Natur auf der Erde läuft, so behende lief sie in dem Leibe hin und wieder, eine Weile in den Kopf, bald war sie in einem Arm, dann in dem andern, urplötzlich in den Füßen, und wo sie in dem Leibe lag, war die Stelle so heiß und brannte wie lauter Feuer. Zuletzt lauft das Herz wie ein ziemliches Sechserbrot auf, und der böse Feind windet sich und kriecht um das Herz herum, grade als wenn sich eine Natter um einen Baum schlägt, er rüttelt und zieht ihr Herz dermaßen zusammen, daß alles anfing zu krachen und wir alle miteinander nicht anders meinten, als der grimmige, zornige böse Geist hätte sie schon ganz erstickt und umgebracht, denn an dem ganzen Leibe wollte sich auch nicht ein Aederlein mehr regen. Der Dechant schrie und rief für und für zu Gott im Himmel. — Indem that man ihr den Mund mit einem Schlüssel auf, aber lange Zeit wollte sich kein Leben mehr finden, bis man ihr etwas eingoß, da fing das Herz wieder an zu klopfen. Das war uns allen ein Trost; wir halfen und labten alle an ihr, bis sie ein wenig zu sich kam. Alsbald gab Herr Dechant Befehl, man solle ihr das Haar auf dem Kopf sauber hinwegschneiden, denn alles war mit Blut überkommen, er verordnete auch eine Lauge, damit sollten sie die Weiber sauber waschen, er, der Herr Dechant, wollte alsbald wiederkommen.

Darauf kommt Herr Dechant heim, und fordert zu sich, mich, seinen Bruder Magister Sixtus, dann Herrn Georg Wittmeier, seinen Confessarius, Herrn Bernhardt Eisen, der damals Diaconus war, den Studiosus Wilibald Plettelius, der vor kurzem von Rom aus dem deutschen Collegium gekommen war, und den Studiosus Leonhard Agricola, und erklärt uns den großen Jammer, und das sei gewiß, helfe man der armen Frau nicht noch diesen

Abend, so bringe sie der böse Feind um, und wenn sie tausend Menschen werth wäre. „Darum kommt nur eilends mit mir,“ spricht Herr Dechant, „habt ein gutes unverzagtes Herz und fürchtet euch nicht, es soll euch kein Leid widerfahren; und wenn erforderlich ist, daß ihr mir im Exorcismus, bei dem *et cum spiritu tuo*, oder beim Amen respondiren sollt, so gebt besonders ihr Priester sein Acht.“ Als bald gibt er dem einen Studiosus unter den Rock, was ihm, dem Dechant, zu diesem Actus von Nöthen war, geht und führt uns zuerst in die Kirche, vermahnt uns allda recht treulich zum Gebet, sperrt das Sacrarium auf, nimmt aus dem Viaticum einen einzigen heiligen Partikel\*), legt denselben in ein kleines Corporaltüchlein und schiebt es an den Leib hinein, zieht den Chorrock wieder aus und geht in Form und Gestalt, wie sonst immer, mit uns dem Hause zu. Darauf befiehlt er dem, der seine andere Rüstung trug, er soll damit in der Tenne bis auf weitem Bescheid warten. Er geht hinein in die Stube, kniet neben der armen Frau auf der Erde nieder, legt seine Hand, wie er stets pflegte, ihr auf den Kopf und spricht ihr zu, aber das vorige alte Schimpfen wollte wieder angehen; da greift Herr Dechant, ohne daß es ein Mensch merkt, in seinen Busen, zieht das Corporal mit der allerheiligsten Hostie heraus und legt es ihr unter seiner Hand auf den Kopf. Sobald sie diese nur empfindet, thut sie in dem Bett drei große Rucke über sich. Da sagt der Herr Dechant: „Appel, thue ich dir denn mit meiner Hand weh? Wie geht das zu, einmal kannst du sie leiden das andere Mal nicht.“ „O ja,“ sagte sie, „die Hand könnte ich wol leiden, allein das, was du unter der Hand hast, thu herab, sonst wirst du mich umbringen.“ „Das wolle Gott nicht,“ sagte Herr Dechant, „sage an, was ist auf deinem Haupt?“ Da spricht der böse Feind: „Sieh doch, wart' ein bißchen!“ — [folgt Examen wie oben, endlich sagt der Böse, was es sei] — Darauf Herr Dechant: „Aber noch Eins will ich wissen, ob du allein bist, oder sonst noch mehr Gesellen bei dir find.“ „Ich bin allein,“ sagte der Böse. „Wie heißest du mit Namen?“ Der Böse: „Ich heiße der Spielfleck.“ „O das ist nichts, du hast mir bis jetzt niemals gleich im Anfang die Wahrheit gesagt, ich habe sie immer mit Gewalt aus dir herausbringen müssen. Ich will auch deinen rechten Namen schon von dir erfahren, denn den soll und muß ich wissen.“ Also fing das Beschwören wieder an, so lange bis der Böse genöthigt war und sagte, er hieße Schwamm.\*\*) Darauf huben die Wärter und Wärterinnen an: „O das ist wahrlich sein rechter Name, denn stets hat sie ihn so gerufen und genannt.“ Hierauf fing Herr

\*) Hostie.

\*\*) Bedeutet nicht: „Der Pilz“, noch weniger „Badeschwamm“, wie der Herr Dechant versteht. Es ist das Bairische Wort: der Schwaim, gesprochen Schwaam „Der Schwebende Schatten“, — sicher ein alter Name der Nachtgötter.

Dechant an: „Wohlan, so vertrau ich Gott im Himmel, wir wollen den Schwamm jezt bald fassen und dem Lucifer in die Hölle hinunterschicken, daß er seine Schuhe damit wische.“ Der Böse: „Nit, o nit, verschone mein.“ Darauf rief mein Herr Bruder mich, den Herrn Magister Sixtus, ich solle herzutreten und das Corporal mit dem hochwürdigen heiligen Sacrament auf dem Kopf halten, und befahl, man solle alle Ketten aufschließen und hinweglegen, worüber doch Manchem schauerte. Er selbst ließ sich seinen Chorrock, Stola und Bücher hereinbringen und legte sie an, und als die arme Frau aller Bande ledig gemacht war, nahm er eine alte rothe Stola in seine Hände und sprach: „Sieh, Schwamm, jezt komme ich zu dir in dem Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dieses dreifaltige unauflöbliche göttliche Band soll dich jezo in den Abgrund der Hölle hinabbinden, daß du nimmermehr in Ewigkeit weder Leuten, Vieh, noch irgend einer Creatur weder schädlich noch schade seist.“ Er nahm ihre beiden Hände, wickelte ihr die Stola zu drei Malen herum und gebot dem Bösen bei der großen Kraft und Würdigkeit dessen, der auf der armen Frauen Kopf läge, daß er sich alles weitem Ungestüms enthalten wolle. Darauf wendete sich Herr Dechant gegen das Volk, dessen eine solche Menge war, daß Stube, Tenne, Fenster und Gasse alles voll stand, und sprach zu ihnen: — — —

Nach verrichtetem heiligen Gebet ordnet der Herr Dechant uns Studirte, die er allein zur Handreichung mitgenommen, stellt uns um das elende Weib herum, gibt einem das Buch, dem andern das Licht und einem jeglichen, was er bei diesem Handel zur Hand haben mußte, und fängt im Namen Gottes einen solchen herrlichen, in heiliger göttlicher Schrift überaus wohlbegründeten *modus conjurationis* an mit einem solchen Fleiß und Ernst (wie er denn hierzu ein lauterer, starkes, unverzagtes Löwenherz hatte), daß unser einem das Herz zu zittern und die Haare gen Berg zu gehen anfangen. Während nun dieser herrliche Exorcismus eine gute Zeit währte, hat der böse Feind nicht sonderlich gepoltet; nur als ein Bube die Zähne zum Fenster hineinbleckte, begehrte er, man solle ihm zulassen, dem Buben die Zähne einzustoßen, aber dies sein Begehren konnte nicht gewährt werden. Während dem Actus haben die umstehenden Leute, welche besser beobachten konnten, als unser Einer, der mehr zu thun hatte, deutlich gesehen, daß die Augen der Geißlbrectin, die von Natur schwarz, aber in diesem Elend grau und feurig wie Ragnaugen geworden waren, wieder allmählig ihre vorige natürliche Farbe annahmen, daß die Glieder, die alle verrennt waren, wieder in ihre rechte Lage kamen, und daß der Frau ihre leibliche Farbe, Gestalt und Natur, die sich ganz verändert hatten, wieder fein frisch herzukam. Etliche, die dabei gestanden, bezeugen und betheuern, daß sie während dem einen schwarzen Vogel in Gestalt einer Amsel aus dem

Munde der Frau fliegen sahen. Das geben wir für keine Wahrheit aus, weil es keiner von uns gesehen, denn wir wollen nicht mehr Bericht geben, als wir im Fall der Noth bei unserer priesterlichen Würde mit höchstem Eid und gutem Gewissen betheuern können.

Dieser Actus war durchaus glücklich und wohl verrichtet, Gott sei gelobt! und gedachte Apollonia fing an die Hände zusammenzuschlagen. Da neigte sich Herr Dechant zu ihr nieder, that ihr die Stola von den Händen, fragte sie und sprach: „Liebe Apollonia, wie gehabst du dich jetzt? kennst du wieder mich und die Leute?“ Da will die befreite Frau vor Freude in dem Bettlein aufspringen und dem Herrn Dechant um den Hals fallen — das machte manches Auge naß — aber die Glieder und der ganze Leib waren so sehr zerrissen, daß sie so viel Kräfte nicht gehabt hat, so schlägt sie ihre Hände über dem Kopf zusammen, sieht auf gen Himmel und ruft zu drei Malen: „O allmächtiger, ewiger Gott, dir sei Lob, Ehr und Preis in Ewigkeit! O Gott, verzeih und vergib mir, daß ich so hart und schwer wider dich gesündigt habe! O Herr jetzt will ich gern sterben!“ —

So weit die Mittheilung aus der Flugschrift. Das Ende ist erbaulich, der tapfere Dechant erntet den Lohn seiner gefährlichen Arbeit, er gewinnt die Seele der Apollonia für seine Kirche, sie ermahnt ihren Mann, gelobt eine Wallfahrt und die zänkischen Gatten leben seitdem, so scheint es, friedfertiger zusammen.

Die Erzählung hat für den deutschen Alterthumsforscher einiges Interessante. Außer dem Namen des Teufels sind auch die schwarzen Vögel Erinnerungen an die dunkle Gestalt des alten Wuotan. Das behagliche Detail, mit welchem die Zustände der Frau Apollonia erzählt sind, läßt wenigstens ungefähr das Wesen ihrer Krankheit erkennen, und selbst das, was der religiöse Eifer des Erzählers — wie wir gern annehmen, ihm selbst unbewußt — dem geistlichen Examen des Teufels zugedichtet hat, ist harmloser, als in vielen ähnlichen Fällen.

Die Zärtlichkeit, mit welcher beide Kirchen um die Besessenen sorgten, und die fromme Theilnahme, mit welcher die Gläubigen ein Opfer des Teufels bedachten, machte dergleichen Zustände auch zu einem Gegenstand der Speculation. So machte in Thüringen um 1560 ein Hirt, Hans Vater von Mellingen, großes Aufsehn. Er gab vor, durch den Genuß von Brot, das ihm ein übelberüchtigter Mensch mit Gewalt ein genöthiget hatte, in die Gewalt des Teufels gekommen zu sein. Er wurde vom Teufel übel behandelt und viel geprügelt und zeigte die blauen Flecke und Striemen. Deshalb wurde er in einer Flugschrift dem Gebet der Christenheit eifrig empfohlen. Aber als er einige Zeit darauf in Nürnberg erschien,

mit einem blutenden Ohr, die Hände mit einem dreifarbigem Seil auf den Rücken gebunden und dort betend und bittend seine alte Geschichte erzählte und vorgab, der Teufel selbst habe ihm die Hände so zusammengeschnürt, nahmen die Nürnberger das Wunder zu ernst, und vor dem angelegentlichen Kreuzverhör der geistlichen und weltlichen Autoritäten sank die Frechheit des Mannes; er bekannte, daß er betrogen habe, wurde an den Pranger gestellt und aus der Stadt verwiesen. Auch die von Nürnberg verfehlten nicht, ihre Entdeckung in einer Flugschrift zu verbreiten.

Wie groß aber auch die Wichtigkeit war, welche Luthers Lehre und Gemüth dem Teufel beilegte, der Protestantismus ruinierte den Höllenfürsten doch. Die Vernunft fing bereits an ihr Recht zu fordern. Die gelehrte Bildung der deutschen Theologen war sehr einseitig, aber jedes ernste, wissenschaftliche Arbeiten leitet zu demselben Resultat, es hilft den vernünftigen Zusammenhang der Dinge verstehen. So konnten auch die Reformatoren nicht vermeiden, über das Verhältniß des Teufels zu Gott und über den Umfang seiner Macht nachzudenken. Die Resultate, zu denen sie kamen, wichen natürlich im Einzelnen voneinander ab, im Ganzen ist eine starke rationalistische Strömung unter der großen Gläubigkeit schon im 16. Jahrhundert unverkennbar. Der Teufel steht unter der Zucht des Herrn, er darf nur thun, was Gott zuläßt und erhält nur durch Versehen und Unrecht der Einzelnen Macht über sie. Etwas Lebendiges kann er nicht schaffen, allerdings aber ist er ein sehr gewandter „Physikus“, der durch seine Schnelligkeit und große Kenntniß der Natur eine Menge überraschender Experimente durchsetzen kann. Er ist es, welcher die Milch fließen läßt, wenn Hexen und Zauberer eine Art in die Wand hauen und den Stiel melken. Die Bethörten glauben, sie selbst bewirkten die Sache durch ihre Kraft, während doch die Mittel, welche der Teufel ihnen vorschreibt, nur läppische sind. In der Regel sind auch die Künste des Teufels nur Blendwerke.“ — Es ist ersichtlich, daß solch erklärendes Reflectiren, so tief in dem Wesen des Protestantismus begründet, mit der Zeit weitergehn und endlich die ganze Realität des Teufels in Frage stellen mußte; aber freilich dauerte es fast 200 Jahre, bevor in der Kirche selbst der Glaube an den Teufel als ein unchristlicher und vernunftwidriger Aberglaube still bei Seite gelegt wurde. Am populärsten trat die rationalistische Richtung in einem besondern Zweige der Teufelsliteratur hervor, welcher vom 16. bis in das 18. Jahrhundert herein zahlreiche Federn in Bewegung setzte und große Wirkung ausübte. Es waren kleine Tractate, meist von Theologen abgefaßt, wenige in dramatischer Form, in denen einzelne Thorheiten und Laster des Jahrhunderts geschildert, angegriffen und vom Standpunkt der christlichen Moral verurtheilt werden.

\*) Unter vielem Andern ist hier als lehrreich zu empfehlen: Des Teufels Rebestappen, durch Paulum Frisium, Nagoldanum. 1583.

Einige namhafte Schriftsteller brachten diese Art Literatur in Aufnahme; die Titel der Büchlein combinirte man mit dem Worte Teufel: der Hofteufel, Ehetempel, Gesindeteufel, Jagdteufel, Hosenteufel, (gegen die Pluderhosen) Spielteufel, Saufteufel u. s. w. Etwa 40 derselben gehören dem 16. Jahrhundert an. In Sammlungen, antiquarischen Verzeichnissen u. s. w. findet man sie wol unter dem befremdlichen Titel „Suite der Teufel“ zusammengefaßt. Die Mehrzahl dieser moralischen Tractätlein ist langweilig, auch für unsre Kenntniß alter Kulturzustände nicht besonders wichtig, aber fast in allen erscheint der Teufel schon als ein Synonym für verkehrte Neigungen der Menschennatur selbst. Und obgleich kaum einer der frommen Verfasser zugestanden hätte, daß er die Realität Satans bezweifele, so verflüchtigt sich ihnen doch unter den Händen sein Wesen zu einer Abstraction. Diese kleinen Schriften haben mehr als anderes eine entsprechende rationalistische Auffassung populär gemacht.

Am Ende des Jahrhunderts, das so hoffnungreich angefangen hatte, war in Deutschland, in der Sprache der Zeit zu reden, nichts mächtig als der Teufel. Durch Pfaffengezänk und Fürsteneigennuß, durch die unseligen politischen Verhältnisse Deutschlands war der Flug des Protestantismus gehemmt, die katholische Reaction erhob wachsend ihr Haupt. Ueberall im Lande, in der Politik, auf den Kanzeln, in den Gelehrtenstuben der Geistlichen war mehr Haß als Liebe. Unter einer geistlosen Dogmatik verkümmerten die Geister, die Herzen der Gläubigen wurden durch trübe Ahnungen bedrückt. Die Besseren sorgten um die elende Lage des deutschen Vaterlandes, die Gläubigsten wurden durch die Geistlichen und zahllose Kalendermacher in fortwährender Spannung und Sorge erhalten, daß das Ende der Welt bevorstehe. Grade das häufige Auftreten des Teufels erschien Vielen als Vorzeichen des nahen Weltendes. Unterdeß lebte die Masse des Volkes, Vornehme und Geringe, einem rohen Genuß in dem damals reichen Lande. Der Luxus war arg geworden, jede Art von Schwelgerei wurde allgemein. Wer den Teufel nicht fürchtete, fand es auch nicht behaglich, sich viel um Gott und seine Heiligen zu kümmern. Unter solchen Aspecten begann das furchtbare Jahrhundert der Kriege.

Die lange Soldatenherrschaft des 17. Jahrhunderts brachte dem Teufel zu seinen vielen Charaktermasken noch eine neue. Die sich ihm jetzt ergaben oder in solchem Verdacht standen, hatten Veranlassung, von ihm nicht zuerst Geld und Gut zu verlangen, sondern Sicherheit des eigenen Leibes gegen Hieb und Stich. Der Glaube, daß man sich durch einen — allerdings verhängnißvollen — Zauber festmachen könne, ist uralte, er ist vielleicht schon aus der gemeinsamen Heimath der Griechen und Germanen nach Europa herabgekommen. Wie schon Siegfried im Blut des Drachen, der aus

dem Geschlecht der Todesdämonen stammte, seinen Leib unverleglich salbte, und doch dem tödtlichen Zufall verfiel, so hatten unheimliche Salben, von Priesterinnen der Nachtgeister gekocht, auch spätern Helden der Sage und des wirklichen Lebens Waffen und Leib gefestigt. Glaube und Zaubermittel erhielten sich im ganzen Mittelalter, sie gewannen erhöhtes Ansehen, als seit dem Ende des 15. Jahrhunderts Pulver und Kugel mächtig wurden. Die geheime Kunst, welche vor Schuß und Stich schützte, muß unter den Landknechten früh verbreitet gewesen sein, denn am Ende des Jahrhunderts ist der Glaube daran in Deutschland allgemein, und der Jesuit Scherer konnte eine Reihe Predigten, die er im Jahre 1594 vor dem spätern Kaiser Matthias und seinen Offizieren hielt, überschreiben: „Ein bewerte Kunst und Wundsegen Für Schiessen, Stechen, Hawen, Rauben, Brennen zc. und damit man im Krieg nicht unten liege, oder in der Feinde Hände komme und gefangen werde.“ — Kurz darauf kommen die passauischen Zettel auf, beschriebene Amulette, welche den Besitzer vor Verwundungen schützten, und im Anfange des dreißigjährigen Krieges ist die teuflische Kunst in allen Einzelheiten ausgebildet. Schon 1618 haben wir aus der Belagerung von Pilsen durch Mansfeld einen guten Bericht darüber. Er steht in: „Wahrhafter Bericht von der Belagerung und mit gestürmter Hand Eroberung der Stadt Pilsen inn Behem“. (o. O. u. J. Die Broschüre ist eine Erweiterung der Heylmannschen Schrift von gleichem Inhalt). Die Stelle lautet in unserer Schreibweise wie folgt:

„Ein Baghals unter den Mansfeldischen, Hans Zabel genannt, nahm einstmals ein Stuzglas Bier, ging auf den Stadtgraben zu und brachte den Belagerten ein. Dem haben sie es mit Kraut und Loth gesegnet, aber er trank sein Stuzglas Bier aus, bedankte sich gegen sie, kam in den Laufgraben und zog fünf Kugeln aus dem Busen. Dieses Pilmistkind\*), ob es gleich so sehr fest gewesen, ist doch krank geworden und vor Eroberung der Stadt gestorben. Es ist diese zauberische Kunst (passauer Kunst) ganz gemein gewesen, ich hab's mit Verwundern gesehen. Man hätte eher von einem Felsen, als von einem solchen Bezauberten etwas geschossen. Ich glaube, der Teufel steckt ihnen in der Haut. Ja ein guter Gesell bezaubert oft den andern, wenn es auch der Bezauberte nicht weiß, noch viel weniger begehrt. Ein kleiner Junge von 14 oder 15 Jahren ist auf den Arm geschossen worden, als er die Trommel geschlagen, dem ist die Kugel vom Arm auf die linke Brust abgesprungen, und nicht eingedrungen, was Viele gesehen haben. Aber es nimmt ein böses Alter bei denen, die es gebrauchen, ich habe ihrer viel gekannt, die es gebraucht, die sind schrecklich um ihr Leben gekommen. Denn eine Gaukelei kämpft wider die andere. Ebenso gut als man einen kann ge-

\*) Pilmistkind, so viel als Teufelskind, Pilmiz ist ein alter Name für Zauberer oder Kobold.

froren machen, kann man seinen Wundsegen öffnen. Ihre teuflischen Zauberbrote sind expresse wider das erste und andere Gebot Gottes. Fleißig gebetet und sich auf Gott verlassen, das gibt andere Mittel. Wenn Einer vor dem Feind ist und nicht bleibt, so ist es Gottes Wille. Wird er getroffen, so führen ihn die Engel in den Himmel, die Bezauberten holt der schwarze Kasper. (\*\*)

So weit der alte Erzähler. Der Teufel ist hier der alte wilde Jäger, der jetzt schon mit Büchse, mit Kraut und Loth durch die Nacht gleitet. In dieser Gestalt beherrscht er die Phantasie der wilden Scharen im langen Kriege. Er machte fest, aber er lehrte auch Zauberfugeln gießen, welche durch jede Rüstung gingen und selbst die Gefrorenen niederwarfen. Recepte für solche Kugeln sind uns erhalten.

Als der Frieden kam und der Kriegsteufel sich in die Wälder zurückzog, wo er seine Künste den verwilderten Jagdgesellen lehrte, als ein verarmtes, an Glaube und Hoffnung leeres Geschlecht in dem verwüsteten Lande übrig blieb, wurde der Teufel am liebsten in einer andern alten Amtsthätigkeit aufgesucht, in einer stillen, nur durch die Begehrlichkeit der Menschen gestörten, — als Hüter unterirdischer Schätze. Nicht wenig Geld und Gut war in dem langen Kriege vergraben worden, manches wurde nach dem Frieden durch glücklichen Zufall gefunden. Das armselige, nach Gold lüsterne und ruhiger Arbeit entwöhnte Volk wurde durch solche Funde und die Hoffnung auf größere mächtig aufgeregt. Schatzgräber und Teufelsbanner, welche den Bösen vom Schatz wegzubeschwören wußten, hatte es seit uralter Zeit gegeben. Wahrscheinlich war dieser Aberglaube zuerst aus dem alten Rom nach Deutschland gekommen. Im 15. und 16. Jahrhundert waren die fahrenden Schüler die gewöhnlichen Schatzgräber, Teufelsbanner und Betrüger unwissender Landleute; ihnen folgten jetzt im 17ten Italiener und Franzosen, schlaue Welsche, bis tief in das vorige Jahrhundert hinein eine Landplage.

Allmählig wurden die Hoffnungen, welche man auf den Teufel setzte, geringer, die Farbe seiner Gestalt verblich. Das Jahrhundert der Aufklärung verschmähte es zuletzt sogar, über ihn zu spotten. Er wurde, wie längst verstorbene Helden, ein Stoff für die Dichter. Er erhielt sich als Kinderfreude im Puppenspiel, der größte Dichter Deutschlands idealisirte mit höchster Grazie sein alterthümliches Bild. Zuletzt bemächtigten sich die Operndichter seiner Gestalt, und Teufelsbeschwörungen und Höllengefühle wurden in Noten correct gesungen. (\*\*)

\*) Die Versuchung liegt nahe, diese schöne Stelle in eine ältere heidnische Formel umzuwandeln: wer mit ehrlichen Waffen auf der Wahlstatt fällt, den führen die Schlachtfrauen nach Walhall, die mit dem Zauber der Todesgötter kämpfen, nimmt sich die Selja. — Der Name: schwarzer Kasper für Teufel findet sich schon im 16. Jahrhundert.

\*\*) Der rothe Samiel im Freischütz ist der Teufel des dreißigjährigen Krieges, aber Ver-  
Grenzboten II. 1858.

Der Teufel war todt. Wenigstens dem gebildeten Bürgerthum. Nur in den untern Schichten des Volkes und in den aristokratischen Kreisen, welche beide das Sonnenlicht unserer Bildung langsam und gebrochen aufnehmen, erhielt sich noch ein stiller Glaube an seine Existenz. Da begegnete der deutschen Nation zu derselben Zeit, in welcher die katholische Kirche der Mutter des Heilandes göttlichen Ursprung vindicirte, daß protestantische Fürsten und Geistliche den Junker Satan im Glauben wieder zu beleben versuchten. Beide Confessionen in dem entsprechenden Bestreben, ihr geistliches Rüstzeug zu verstärken. Prediger im Amt und akademische Lehrer haben gewagt, wieder eine wirkliche Existenz des Teufels öffentlich zu lehren. — Die letzte Folge solcher Bestrebungen wird freilich sein, daß alle, welche daran theilnehmen, für sich selbst die Bezeichnung erwerben, welche der Böse in dem letzten Jahrhundert vorzugsweise getragen hat, das Prädicat: armer Teufel. ♀

## Rückblick auf die neueste Geschichte Venezuelas.

Bolivar und Paez.

1.

Vor wenig Wochen meldeten die Blätter, daß der Kaiser der Franzosen in Anlaß des Attentats vom 14. Jan. auch aus Südamerika ein Beglückwünschungsschreiben erhalten habe: von Monagas, dem Präsidenten der Republik Venezuela. Die Ironie der Geschichte jener Freistaaten wollte es, daß vor Eintreffen genannten Schreibens Monagas schon aufgehört hatte Präsident zu sein. Durch eine Volkserhebung zur Abdankung gezwungen, hat er sich in das Haus des französischen Gesandten in Caracas geflüchtet, und es wäre nun die Reihe am Kaiser Napoleon, dankbar für die freundliche Gesinnung Generals Monagas, diesem zu gratuliren, daß er in seiner Hauptstadt noch einen guten Freund gefunden. Nicht als ob Monagas für sein Leben hätte fürchten müssen: das Volk Venezuelas ist zu gutmüthig und versöhnlich, inmitten seines Siegesraufsches auch zu kurzfristig, als daß es einen Mann, der seit 1831 als wiederholter Störer der Ordnung, seit 1847, der Zeit seiner ersten Präsidentsur, als Blünderer der Rassen, eigennütziger Gewaltherr unter dem prunkenden Titel

tram in Meyerbeers Robert ist kein deutscher Teufel, sondern eine mit pariser Sentimentalität versetzte romanische Figur. Der deutsche Teufel vermag keine menschliche Nachkommenschaft zu produciren, aus seiner Verbindung mit den Hexen entstand nichts Lebendes, höchstens Motten und Schmetterlinge. Die entgegengesetzten Aussagen einzelner Hexen veränderten den allgemeinen Glauben nicht. Nach celtischen Sagen aber hat er zweimal mit irdischen Frauen Söhne gezeugt, den Merlin und Robert von der Normandie.